

Wie kauft man eine Fahne?

Von
Sina.

Sina erzählt in der „Wollfischen Zeitung“:

Die an das Volk ergangene Forderung, sich von hervorragenden Männern der Volkspartei unterstützte Mahnung, sich auf den Boden der Vereinfachung zu stellen, veranlaßte mich zu einer genaueren Prüfung meines politischen Zustandes. Der Grund ergab erhellend, daß ich mich tatsächlich bereits seit einiger Zeit auf dem Boden der Vereinfachung befand; ich sah aber andererseits ein, daß es nicht genügt, vor seinem Gewissen zu stehen. Die Neigung Andersdenkender, ihren vereinfachungsfeindlichen Anschauungen auch nach außen hin sichtbaren Ausdruck zu verleihen, fordert von mir, daß ich der Nützlichkeit meiner Meinung ebenfalls ein Symbol schaffe. Dieses Symbol ist die durch die Vereinfachung bestimmte Fahne Schwarz-rot-gold. Ich beschloß daher, mir eine französische Parfäms — zu diesem Zwecke begab ich mich in ein Warenhaus, in dem es bekanntlich von der Bahnhofsstraße bis zum Fleischmarkt alles gibt. Auf meine Frage, wo es Fahnen gäbe, antwortete der Fachkundige mit anmerkenwerter Selbstverständlichkeit: Parfämsabteilung zweiter Stock. Ich fuhr hinan. Man wies mich rechts und links und links und rechts. Endlich stand ich vor einem Manne, zu dem ich sagte: „Bitte eine Schwarz-rot-goldene Fahne.“

„Bedauere sehr, haben wir nicht vorrätig — wir können sie aber gerne anfertigen.“

„Nein, ich brauche sie sofort.“

In meiner Eile schloß ich mich dem Warenhaus nicht ohne weiteres. Ich sah dort orientalische Teppiche, bulgarische Stidenen, schönste Jamböcker, französische Parfäms — zu dem menschlichen Ermeßen mußte es in diesem deutschen Hause auch eine deutsche Fahne geben. Ich täufelte mich nicht. Im Spielzeuglager fand ich vier kleine Kinderfahnen — schwarz-weiß-rot. Dieselbe Erfahrungen machte ich in einem andern großen Warenhaus, und ich begriff, daß die Kaufhäuser doch nicht auf allen Gebieten das Bestehen der Spezialgeschäfte überflüssig gemacht haben.

Ich entnahm dem Adressbuch die Firmen von vier Fahnenfabriken und begann zu telefonieren. Das Gespräch war ungefähr überall daselbe:

- „Bitte, haben Sie eine Fahne Schwarz-rot-gold.“
- „Einen Augenblick, ich verbinde Sie mit dem Vager.“
- „Hier Vager.“
- „Haben Sie eine Fahne Schwarz-rot-gold.“
- „Einen Augenblick, ich werde mal nachsehen.“
- „Rufe.“
- „Bedauere sehr, vorrätig haben wir nur Schwarz-weiß-rot — aber wir können Ihnen ja eine anfertigen.“
- „Was kostet das?“
- „Einen Augenblick.“
- „In Stelle der bisher antwortenden Dame meldet sich ein Herr.“

- „Bitte Sie möchten eine Fahne.“
- „Ja.“
- „Schwarz-weiß-rot können wir Ihnen sofort liefern.“
- „Ich wünsche aber Schwarz-rot-gold.“
- „Ja — in welcher Größe?“
- „So für zum Fenster raus.“
- „Ein Meter fünfzig lang?“
- „Ja.“
- „Einen Augenblick bitte.“
- „Rufe.“
- „Man hört aufgereiztes Stimmengewirr. Dann meldet sich der Herr wieder.“
- „Wollen Sie ein Banner oder eine Fahne?“
- „Eine Fahne.“

„Wie lang soll der Stod sein?“

„Zwei Meter.“

„Um — eventuell können Sie sich den Stod selbst kaufen?“

„Ja, das kann ich — was kostet die Fahne?“

„Um — soll die Fahne aus Wolle sein oder bedruckt?“

„Das ist mir gleich, wenn sie nur schön und dauerhaft ist.“

„Rufe.“

„Sind Sie noch dort? — Also wir können Ihnen den Preis nicht genau sagen. Eigentlich müßten wir erst in der Fabrik anfragen. Aber sie wird ungefähr auf 250—300 Mark kommen.“

„Und wann kann ich die Fahne haben?“

„In etwa drei Wochen.“

„Ich danke und hänge an.“

„Und verzeihme meine sämtlichen Gefühle.“

Stücke patent!

Berliner Brief.

Sie können es mir glauben, meine Herrschaften! Mit den verschleierten, warm anemphatischen deutschen Reichspatenten hat es manchmal seine eigene Bewandnis. Die Erfindergehime scheinen wieder einmal im Ausdehnen neuer, praktischer Befehlsgegenstände unermüdlich zu sein. Unermüdlich sind aber auch die vielen Straßengänger rings um den Potsdamer- und Alexanderplatz, welche ihre patentierten Säckelchen den Vorübergehenden in warmherzigen Worten anbieten und die Rentabilität solcher Kleinindustrie-Erzeugnisse mit bewundernswürdiger Ueberredungskunst zu beweisen suchen. Alles kann man sich durch so ein „kleines Patenten“ ersparen: Die Frau, die Briefpapier, den Schneider, den Schuster, den Glasermeister und was alles Mögliche noch. Da werden einem solchen Briefen gewiß, Keller gestiftet, Hofen geschenkt, gefast und genadelt und dies alles mit einem derartigen Erzählchen, daß selbst manch älterer Passant, angelockt durch das Geplätsch des Straßengärtners, stehen bleibt und ermüdet, ob er nicht zur Verminderung seines Haushaltsbudgets sich auch so etwas „Praktisches und Nützliches“ zugleich anschaffen soll, das, wie der Ausrufer behauptet, dem Käufer mindestens einige hundert Mark im Jahre erspart. Das Wunderbarste von allem aber waren zwei langgestreckte Madeln, die in ganz dünne flachstrige Drähte endigten und mit denen man jeden zerfetzten Stiefel, Schuh oder Pantoffel in wenigen Minuten wieder „auf Glanz“ stellen und herdrücken konnte. Die Geschäfte solches kam Gebrauchsgegenstand nicht mehr als 2 Mark. Ich bitte Sie, selbst der Händler, was sind 2 Mark? Jeder stößt den Wert trägt so ein Fäßchen in der Tasche. Und für ein solches Fäßchen rennen Sie Ihre Straßengärtnere, für die Sie einem Schuster ein halbes Vermögen zahlen müssen. Bitte schauen Sie nur zu! Also — man nimmt ...

Eine halbe Stunde sah ich dem Manne zu, der mit bezaubernder Beredsamkeit das Nützliche dieses Maschinenartikels darlegte. Er nähte in dieser Zeit eine bündelartige die auf dem Rückseitig liegenden Stiefel- und Schuhmodelle mit verblüffender Fertigkeit zusammen, ließ sie mit einem scharfen Messer wieder auf, um dann von neuem zu beginnen. Die ganze Sache schien so einfach — fabelhaft einfach! Er nahm mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die beiden Madeln, daß sie durch die Sohle, zog durch, brachte den Schuh auf die andere Seite, machte in dem herabhängenden Drahtgelenk eine Schlaufe, führte die Nadel durch, führte den Schuh wieder um, kam nun mit der linken Hand zu Hilfe und zog das Geplätsch straff zusammen, dann — waren noch einige andere solcher Kunststücke nötig. Aber sie erschienen, wie schon gesagt, verblüffend einfach. Als ich

also eine halbe Stunde genau zugehört hatte, entschloß ich mich endlich zum Kauf. An mir sollte kein Schuster mehr reich werden! Darüber gab es gar keinen Zweifel. Künftighin werde ich mir meine Stiefel und Schuhe selber stiften.

Dann ging ich heim. Zu Hause angelangt, zog ich meine Madeln heraus, holte einen defekten Pantoffel heran und nun ging es an die Arbeit. Ich hatte doch dem Manne richtig abgesehen! Mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand nimmt man die beiden Madeln, führt sie durch die Sohle, zieht durch, dreht dann den Pantoffel auf die andere Seite, macht in den herabhängenden Drahtgelenk eine Schlaufe, führt die Nadel durch, führt den Schuh wieder um — halt hier wird die Sache unsicher. Nach welcher Seite führt man den Schuh eigentlich jetzt um? Das habe ich in der Eile ganz vergessen! Ich probierte einige Male. Pah! Ich hab's! Jetzt muß die linke Hand zu Hilfe kommen. Dann wird das Geplätsch straff gezogen. Ja — welches Geplätsch? Es sind zwei vorhanden, eins unten Pantoffel, eins oben dem Pantoffel. Fertige Geschäfte! Und die verblüffend einfachen Kunststücke sind mir auch schon wieder entfallen. Dem ganzen Nachmittage probierte ich meinen Pantoffel zu stiften, bis ich schließlich wie ein Teufel auslief. Lohrer, Lohrer, nichts als Köder. Und mit den Madeln habe ich mir schon die ganzen Finger blutig gelassen. Und der Erfolg gleich Null. Abends gehe ich zu meinem Schuster hinunter und muß ihn bitten, meinen Pantoffel halbwegs wieder bezurichten. Und zwischen Mark darf ich extra noch dafür zahlen.

Ja, ja, die Patentmännchen sehen ja vorzüglich praktisch aus. Aber man will sie auch zu gebrauchen verstehen und daran hapert gewöhnlich.

G. S.

Der wahrhaftige Schauspieler.

Von
Professor Ferdinand Gregori (Berlin).
(Nachdruck verboten.)

Um in der guten Gesellschaft eine angenehme, also unauffällige Rolle spielen zu können, muß der Schauspieler schon ein sehr großer Mensch sein, oder er ist eben kein rechter Schauspieler. Je häßlicher nämlich seine Natur, um so weniger vermag er sie in die glatte Bahn der gesellschaftlichen Spielregeln zu zwängen. Nur die ausserordentliche Persönlichkeit bringt es zur Not fertig, auf Stunden in solchen lebenden Gemälden zu leben, ohne innerlich zu mühen oder doch ohne äußerlich offe Welt vor dem Kopf zu stehen; der temperamentvolle Theaterhandwerker stellt sich dort dagegen wie unter feinesleichen ganz heimlich.

Wie es nie laut genug gesagt werden kann, daß Kunst kein Luxus für reiche Leute ist, sondern das kostbare Lebensbrod fürs ganze Volk, so sollte andererseits der einzelne Künstler niemals vergessen, daß seine Mission eigentlich nicht die dieser Welt ist und daß er sich schon darum allem „Betriebe“ fernzuhalten hat. Nicht er gehört dem Volke, sondern das Es in ihm, das schafft. Und wenn nun auch gerade beim Schauspieler der äußere Mensch einen schätzbaren Anteil an der künstlerischen Schöpfung hat, so doch nicht den bedeutendsten. Nicht der Körper spielt, den man bei einem Tanz sehen und einsehen kann, sondern die innere Leichtigkeit, die sich des Körpers wie ein durchsichtiges Membran bedient, um überhaupt aus dem Reiche des Irationalen ins Rationale treten zu können. Körper ist ihm nichts Höheres als dem Bildbauer der Ton, der Marmor, dem Maler Leinwand und Farbe.

Und weil diese innere Leichtigkeit, sein Wesentliches, wahrhaftiger ist, als sein äußeres Wesen (an dem Erziehung aller

Gelächelt mit leichtsinnigen bunten Bändern ...

Roman von
Ferdinand Meilus.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungsroman“, Leipzig.)

7. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

In dem großen einfachen Raum gut bürgerlich die Annehmlichkeit von Tabak und Bier. Speisengröße, Bierdeckelklapper, lautes Reden und Lachen an den witzig-schweren Tischen. Schummis — irgendwo in der Ecke — aus der Schar einer Kapelle heraus stimmte jemand ein Cello mit scharfem tragendem Laut. Also Musik ... Und — für die sorgenden Sinne gab es noch eins. Eine Feststellung von Wert. Schlanke Frauen- und Mädchen-gehaltnen huchten zwischen den Tischen umher. In einfacher Tracht: schwarzer Rock, hoher schwarzer Hut, schmaler Schürze in weißen Kontrast. Hübsche elegante Mädels durchweg — tadellos gewaschen — tadellos angezogen trotz des einfachen, schmuddeligen Treß? — Kellnerinnen — aber appetitlich und süß. Um sie herum witterte ein die Nerven kitzelnder sinnlicher Duft.

Gelbte bestellte das Bier. Dunkeltes deutsches Bier war da. Bezeichnende materielle Erinnerung an einst. Er hob büßig sein Glas.

„Na, wie ist's?“

„Um ...“

„Da lachst du denn. Nicht sein genug — was? Jemand ne Bar oder Tanzdiel wäre wohl besser gewesen? Aber billiger ist dies. Und die Mädels sind nett.“

„Und dem stimmenden Krachen und Streichen der Saiten wuchs nach kurzer Pause ein volles runder Affekt. Die Kapelle begann. Und irgend ein Walzerlied klang durch den Saal.“

„Na ja.“ Ersetz streckte sich im Stuhl. „Musik — das ist immerhin was. Aber sonst liegt mir doch ein wenig irriterender der Sell auf der Zunge. Und ich dachte eigentlich bei Mißger an mehr Jammerment, an ein anderes Spiel. So etwa, no — — —“ Da bestimmte er sich

Unweil am Büffet stand jetzt eine schlank, hübsche Person. Ihr feines Profil hob sich blendend und weiß über der schwarzen Linie hervor. Wie ein goldig schimmernder Kranz wanden sich blonde Zöpfe darum.

„Doktor ...“ Ersetz staunte und sah. Dann lachte er auf. „Gellert, ein Spul. Oder, ist es denn wahr? Die Gestalten einer leichtsinnigen Dresdner Nacht verlogten mich in Wagen und Traum.“

Die schlank blonde am Büffet hatte drei volle stummende Gläser erfaßt. Auf einem runden Tablett balancierte sie ihre Last geschickt mit der linken Hand. Bitte dann querab durch den Saal. Und als sie ging, bemerkte man eine leichte Dämmung im Arnie, die sich durch die Eile ein wenig scharfer markierte.

„Herrgott ...“ Danks, lautes Schmunzeln zog nochmals über Ersetz's Gesicht. „Also Kellnerin im „Beit“. Ein ganz klein wenig höher hatte ich sie doch rubriziert.“

„Da was denn?“ Dr. Gellert tat fast, als sei er Anwalt dieses distinktionierenden Berufs. „Kellnerin im „Beit“ ... Ich weiß zwar nicht, was Sie meinen. Aber was glauben Sie, wieviel so ein Mädel hier meistens verdient?“

„Na ja ...“

„Ein Feindgäbe. Zwischen Kellnerin und Kellnerin liegt Mißverständnis. Ebenso wie zwischen den Kollegen des Zukunft ist ein unermesslicher Schritt. Sehen Sie sich mal die meisten Mädels hier an. Die sind so zum Luxus verdammt. Treiben Kultur. An Körper, Bildung. Und arbeiten doch. Sind keine Kolonnen. Meist wartet irgendwo ihr Verhältnis zu Haus. Ist er arm, arbeitet sie — ist er reich, läßt sie's sein. Wie's so trifft.“

„Schön, mir ist's gleich. Ich bin uninteressiert. Nur: eine schlichte Dresdner Bekanntheit endeckte ich hier. Und so ein plötzliches Wiedertreffen frappiert. Sehen Sie da am Büffet die Schlanke mit dem goldig schimmernden Haat.“

Sie stand wieder wie vorher. Bartete auf Schnäpse und Bier. In ihren wechlichen Linien war ein harter sinnlicher Charme. Ersetz fand, die schwarze einfache Tracht gab ihrer schlanken blonden Zartheit einen lieblichen — fast vornehmen — Reiz.

Während die beiden prüften, drehte die Wartende sich um. Die Hände hinter sich gekreuzt, lehnte sie sich an das Büffet. Schweißte mit großen hochmütigen Augen über die Gasse hinweg.

„Jetzt sieht sie her — was?“ Ersetz winkte mit den getrockneten Fingern der Hand. „Servus.“ Durch den Herzpuls belebt leuchtete ein froher, grüßender Blick zu den großen Blaueugen hin.

„Num erkannten auch die Leuchteten. Gaben ein lächelndes Grinsen zurück.“

Mit einem kurzen Wort wendete sich die Blonde zu dem Büffet. Dann sah Ersetz, sie schritt auf ihn zu. „Willkommen in Berlin. — Was macht mein Dresden? Die liebe, ab so tolle Stadt?“

„Na, na ...“ Doch immer mit einem ihm unerklärlichen Herzpuls angezogen der wundervollen, ironisch überlegen schauenden Frauenaugen drückte ihr Ersetz die Hand. „Waren wir denn so tolle in jener Nacht?“

„Ja, ja. Wästen Sie nicht unter den Augen einer so schönen, sittlichen Frau! Erzählen Sie mal, wer war's?“

„Belamte.“ Mit einer unbegreiflichen Schulterbewegung tat Ersetz die Frage ab. „Aber sagen Sie nur, wie ist die Welt doch so klein! Jetzt treffen wir uns hier.“

„Na ...“ Sie lachte jählich — leichtsin. „Ich bin hier beruflich zu Haus. Mit Unterbrechungen seit Jahr und Tag. Das dachten Sie nicht — was? Nun sind Sie enttäuscht. Ja — Ihr Reich. Wohlhalamen Sie her?“

„Aber ...“ Ersetz schätzte lächelnd abnehmend den Kopf. Dr. Gellert durchschüttelte ihm den Saal. Die Leichtsinnigen flattern mal wieder im Wind. Mir scheint's hin zu dem Glüd.“

Ersetz entschuldigte: „Er ist Doct.“

Die Blonde lachte: „Aha.“

Art viel zu besitzen, zu ändern, zu verbessern vermag) deshalb hat auch sein künstlerisches Schaffen nichts mit Weltlichkeit zu tun und deshalb muß die allgemeine Meinung über den Schauspieler endlich einmal revidiert werden. Er ist kein kopierender Affe, kein Froschenschnaber und Alendhörnchen. Nicht darauf beruht das Können daß der Darsteller Richard III. hintritt, brüllt, eine hohe Schulter und einen gekrümmten Arm markiert, sondern, daß er einen Dämon entbindet und in den gewaltig aufstrebenden Monologen und den schwergelehnten Monologen der Dialoge sein Schicksal verdingen macht. Das Krüppelhafte seines Leibes, sein begrenzter Leib überhaupt ist nur der fast lächerliche Kontrast einer ins Grenzenlose und Vollkommenes schreitenden Seele. Daß diese Grenzlosigkeit und diese Vollkommenheit der Seele näher steht als der Himmel, nimmt ihnen nichts von ihrer Uebermenslichkeit.

Was aber ist Uebermenslichkeit anders als das eigentlich Mächtige im Menschheit? Das Gemaltene, das Einseitige mit dem Weltgeist! Das war Spangelpare gegeben, Gerold gebot darüber und jeder Schauspieler, der taufendmalig schaffte, steht ihnen in glücklichen Augenblicken nahe. Es gibt aber, die sich auch in einer Dichtung niederen Grades so ganz entsäuern können, daß sie leuchtend, als sei sie durch Spangelpare oder Spangelpare gegangen. Genies der Bühne wie Ludwig Diehl und Friedrich Wittmerer waren sie, wie die Kritik vergaß, und die Wagnere klender Stillschreiber weg. Mit nichten! Sie waren nur mehr Schauspieler als die anderen, die sich ohne große künstlerische Anstrengung nicht entfalten können. Ihnen genies wie den meisten schenkt Schicksal das Können eines leichtfertigen Spangelpare, von sich in aller Stille anzusetzen. Die Worte waren nebenfallsig, Bandes wurde in ihrem Munde Einmaliges, Einzigartiges.

So selten der Schauspieler sich selbst kennt (er überhäuft sich meist und wünscht Rollen zu haben, die seine innere Kraft übersteigen) so oft muß es ihm wiederholt werden, daß er nur durch Selbsterkenntnis oder durch infinites Schicksalstricken seiner Kunst wirklich dienen kann. Solange er größer erscheinen will, über er Verschlingung, täuscht er, läßt er. Und das ist in der Kunst wirklich die Sünde wider den heiligen Geist, die unverzeihliche Schicksalig.

Über die Mäse! Das Können! Der wechsellende Grundton! Muß der sich nicht verstellen, der einen Freund zu ermorden hat! Welcher Schauspieler tut das im Leben! — Mit Verlaub, wer gibt diesen Klügelungen das Recht, Kunst und Leben gleichzusetzen? Wer hätte Verstandesheit der Art, nicht des Grades! Da aber der Nichtkünstler aus seiner Art nicht herauskommt und trotzdem über die Kunst sprechen will, muß er ja einen Widerspruch schillert zwischen dem Wachen, der den Duncan umbringt, und dem Wahnbesessenen, von dem er immerhin so viel weiß, daß er noch niemand aus Eifersucht umgebracht hat.

Begreifen sich doch die Menschen damit, lächerliche Dinge durch die Sinne auf sich wirken zu lassen. Von den ihnen hat die nachträgliche, meist abträgliche Kritik denn glücklich gemacht! Die Kunst fortwährend am Leben messen, mit ihm vergleichen, heißt Mathematik mit ihr treiben. Daß sie, obwohl ganz andere Befehle untertan als das Leben, dennoch das Leben des Genies vertritt, erhöht, sollte dankbar entgegengenommen werden wie die Frucht, die uns geheimnisvoll an dem Felde, vom Baume zumüht.

Und nun weiter. Warum entstell man gerade das schauspielerische Tun durch den Fied der Unfähigkeit, warum fragt man die Goethe, die Dürer nicht nach den Verleumdungen, in denen sie zu uns sprechen? War Goethe so ungeschickt wie sein Dürer oder so hart wie sein War? Und teute Dürer nicht in allen vier Ecken, nicht bloß im Zirkelraum? Wie konnte der Wille die todesapologetischen Reiter so überzeugend darstellen?

Weg mit diesen Einigungen, diesen Zweifeln an der Vollständigkeit einer schauspielerischen Leistung! Weg aber von allem beim Schauspieler selber mit dem Wahn, er müsse sich verstellen und er könne mit Hilfe einer gewissen Technik aus der Haut ausfüllen, wenn er noch nicht einmal die Phantasie hat, die der Wagner braucht. Phantasie, das ist's, was uns ausmacht, was aus einem im Tagesgespräch verfallenden, bescheiden erscheinenden Schauspieler am Abend, unter entzückenden Kollegen, die alle unter der Wirkung eines gewaltigen künstlerischen Erlebnisses stehen, plötzlich einen geistesgegenwärtigen, bezaubernd plaudernden, Carlos im „Claudio“ werden läßt.

„Rebende Kavalier.“ Dr. Oelert rückt höflich an einem Stuhl. „Darf ich nicht bitten.“

„Danke nein. Das ist nicht erlaubt. Hier im „Zeit“ herrscht Moral. Die erfordert das Schwagen und Trinken im Steig.“

„Worum wir dann wenigstens bitten möchten.“ Oelert juchte gegenüber diesem Hintertreiben von Zellkern und Rame noch immer nach einem sehnsüchtigen Ton. „Wie ist es wohl mit einem Schnäpschen zu dreien?“

„Sie darf einen lächeligen Blick zurück zum Büffet. Dort warteten schon die Gläser voll Bier und verdunsteten im Schäume.“

„Gleich. Ich komme. Erst ruft die Pflicht.“

Und als sie in ihrer ruhigen Art sich abgemendete hatte, um nach dem Büffet zu gehen, sah Kurt wieder, wie der linke Fuß leicht nachgezogen wurde. Sein Labmgahn war es, nur eine kleine Vermengung im Arne, die der wohl kaum gemerkt haben würde, der nicht besonders darauf sah. War es ein Schönheitsfehler? In den Augen Kurts jedenfalls nicht. Der nahm mit seinen Sinnen nur den Anblick der schlanken wollen Formen in sich auf. Der wunderbaren freien Hüfte. Der durch den Tauchrock sich abhebenden gerundeten Beine. Der sich an gelbes, gelblich gestellten Hüfte.

„Na.“

Oelert nickte. „Ein wundervolles Weib. Ja.“

Lauch sah er zu Kurt. In seiner Stimme war gutmütiger Spott. „Nun lassen wir wohl zunächst Voden und Wanderposten zu Haus? Weiter.“ Kurt's Oelert wirft sich mal wieder in des Reichthums lustiges buntes Gewand.

„Na.“

„Schadet nichts. Tut mal ganz gut. Ich freue mich für Sie. Aber nun sagen Sie erst mal, wie spannen sich die Fäden denn an?“

Und Oelert erzählt von seiner Dresdener Nacht. — Die schöne Blonde kam bald zu ihnen zurück. Diesmal mit einem Tablet, auf dem drei Knidebeine schaukelten.

Naturgeschichte des Streifbrechers. Die höchste Wälder scheint der politische Kampf zu treiben, der sich an einen Streifen in den schwebischen Schieferwerken zu Sanna schließt. In allen Orten des Bezirks sah man neulich folgenden Anschlag:

Der Streifbrecher.

Als Gott seine letzte Arbeit vollendet hatte, nämlich die Klapperstange, den Froh und den Büttelg, blieb noch ein Stoff zurück, eine eigentümliche Substanz, aus der er den Streifbrecher schuf. Der Streifbrecher ist ein zweibeiniges Tier, das eine Seele wie einen Korstenker, ein Hirn voll Kerntelken und einen Rücken aus Lehm und altem Gipsmehl besitzt. Da, wo der Mensch das Herz hat, trägt der Streifbrecher ein Gemüths von verstaubter Substanz. Weht er über die Straße, so stehen die Menschen den Rücken; die Engel im Himmel vergießen Tränen, und der Teufel schließt die Flügel vor dem Anblick des Jubas Jiharoi war ein Geniesman im Vergleich zum Streifbrecher. Ihm war so viel menschliches Gefühl geblieben, daß er sich erhängte; aber ein Streifbrecher tut das nicht.

Aeronomisches Jägerleben. Wenn es nach Herrn Mc. Affee aus Stamford in amerikanischen Staat Connecticut geht, der sich mit dem Plan trägt, ein Riesenferoz zu konstruieren, so soll die Welt nicht nur in der Lage sein, die Fänge nach der Erfindung von Dinosaurien auf den Planeten zu beantworten, nein, sie soll dann auch über den Mond so gut unterrichtet werden, wie sie heute über unsere Mutter Erde ist. Das Telekop, das dieser Herr Mc. Affee fertigstellen hofft, und über das die „Morning Post“ merkwürdige Dinge zu erzählen weiß, soll einen Durchmesser von über 15 Meter haben und eine Vergrößerung von 25 Millionen ermöglichen. Die Durchschnittsentfernung von der Erde zum Mond beträgt 384 000 Kilometer. Bei einer tausendfachen Vergrößerung würden wir deshalb den Mond bis auf 384 Kilometer dem unbewaffneten Auge nähern, und bei einer hunderttausendfachen Vergrößerung würde dieser Abstand nur noch 3840 Meter betragen, eine Entfernung, die sich bei einer millionenfachen Vergrößerung auf 384 Meter reduzieren würde. Letztes man diese Zahl durch 25, so würde uns der Mond etwa auf 15 Meter nahegerückt werden, jedoch wir bequem die Fußstufen absteigen könnten, die die ewigen Mondbewohner in ihren Rasse tun, falls sie wachen trinten. An diese Fußstufenbesetzung vermag natürlich nur der zu glauben, der den Mitteilungen des Londoner Blattes über die astronomische Phantasie des Mannes aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten Glauben zu schenken vermag. Denn die Sache hapert daran, daß bei einem so nahen Stimmesforter wie dem Mond mit hundert Vergrößerung gar nichts anfangen ist; man kann dabei Einzelheiten überhaupt nicht mehr erkennen. Dem Gleiche gilt für alle Planeten. Meinerich ist die ganze Idee nicht neu. Schon vor 25 Jahren wollte der französische Deputierte Deloncle unter der Devise „La lune à un metre“ als Clou für die Pariser Weltausstellung von 1900 ein solches Riesenferoz bauen; aber er machte sich von den optischen und astronomischen Sachleuten eines Besseren belehren lassen.

Was ist Arbeitsschick? Darüber gibt im „Brager Tagblatt“ Dr. Riense nachstehende wichtige Definitionen: Arbeitsteilung nennt man den Vorteil, der darin besteht, daß eine Arbeit, die für einen genügt, auf drei verteilt wird, während Fragenschickheit eine Wirtschaft bedeutet, durch welche die Produktion gewonnen wird, das praktisch bewirtschaftete Fröhenzeug gewonnen wird, das anfangen ist; man kann dabei Einzelheiten überhaupt nicht mehr erkennen. Dem Gleiche gilt für alle Planeten. Meinerich ist die ganze Idee nicht neu. Schon vor 25 Jahren wollte der französische Deputierte Deloncle unter der Devise „La lune à un metre“ als Clou für die Pariser Weltausstellung von 1900 ein solches Riesenferoz bauen; aber er machte sich von den optischen und astronomischen Sachleuten eines Besseren belehren lassen.

„Da.“ sagte sie. „O'ls recht? Lange habe ich leider nicht Zeit. Kollegin. O'ls fragt mich die Augen aus, wenn ich hier in das Handwerk pünktlich. Und meine Gläser hinten warten nicht gern.“

„Sie tranken zu dreien den Schnaps. Und schnell — ehe der flotte Doktor beginnen konnte, — lammelte Kurt Oelert den heute so schicksaligen Mut. Wat mit einem Blick, der sich vor den strahlenden, selbstsüchtigen Frauengaugen in Verwirrung verlor.“

„Schade, daß Sie nicht bleiben. Ich spräche Sie doch noch einmal sehr gern. Darf ich Sie nicht nachher treffen? Bitte, seien Sie lieb. Wie darf man Sie nennen übrigens?“

„Eise.“ sagte sie leichtlich. Lieberste wohl kurz, „Gott ja.“ treffen. „Meinetwegen. Der lange darf es nicht sein. Ich bin müde. Nach Vollschluß muß ich erst abreiten. Warum Sie bitte auf mich nehenan in der Bar. Die bleibt an. Ich komme. Sobald ich kann.“

„Schön. Tausend Dank.“

„Meine Gnädigke. — Der ein wenig lächerlich dreinsehende Doktor wollte nicht verläumen, sich für späteres, gelegentliches Wohlwollen zu empfehlen. Da schwarte Witte, die Revidierlerin, mit einem Tablet voll Dietriegen heran. Ziel ihm — schwynps — in die Aulage. Rief Eise zur Pflicht.“

„Tisch 12 will zahlen. Der Alte schimpft schon, daß Du nicht kommst. Man vornwärts.“

Eise reichte den beiden flüchtig die Hand. Gräße zu Kurt mit freudlichem Nicken des Kopfs. Dann war sie fort.

Und in Kurt blieb ein kleiner Schauer des Glücks. Jrgend etwas Schönes stand ihm bevor. Das machte ihn froh.

„Oelertchen.“

„Aho, Oelertchen.“ Schon im Antritt. Die Zärtlichkeitswelle legt an. Selbstlich trägt sie Sie bald zu dem Glanz des Glücks. Ja und ich... zliche mich neidlos zurück. Vielleicht finde auch ich noch ein Men-

stehen, die sie gesehen hatten, gebeten, die Arbeit nicht mit einem kleinen Kreise, sondern der Allgemeinheit zu gute kommen zu lassen, in der gewiß viele, ebenso wie ich früher, um ihre innere Ueberzeugung kämpfen und nach einem festen Grund stehen. Wenn ich auch nur einem damit festlich helfen könnte, so sollte mir das ein seliger Lohn für meine Arbeit sein.“

„Von diesen Bestrebungen aus muß ich das ganze Werk.“ Von diesen Bestrebungen aus muß ich das ganze Werk. In dem zweiten Teil dieses kühnen, aber gewaltig vorangehenden Versuches werden dann mit lapidaren Sätzen die Grundgedanken des Buddhismus behandelt, erörtert und philosophisch bewiesen, während der dritte wohl wichtigste Abschnitt den so schwierigen „Ausgleich mit der Gottesidee“ bringt. Als Anfang ist ein Auszug aus der so gemaltigen buddhistischen Literatur beigelegt; hier sprechen der „Ball endete“ und seine „Jünger“ selbst zu uns, und zwar mit ihren eigenen, überlegenden Worten. Eine erhebende Ethik wie sie hier entwickelt wird, und zwar gemeinlich in vorgetragenen Ueberzeugungen, hat die Welt selten erfahren. Im Zusammenhang mit den folgenden „Gleichnissen“ bilden sie sozusagen den Höhepunkt der ganzen Ausführung, an der auch der Unberedene nicht ohne stille Bewunderung vorbeigehen kann.

Max Weiß.

Kathenau in französischer Perspektive. Bei dem Interesse, das die französische Öffentlichkeit naturgemäß an der Person Kathenau nehmen muß, der jetzt als Wiederaufbauminister der Gegenpartei Koudens ist, wäre es nicht wunderbar, wenn man jenseits des Rheins verstände, sich in die Ideen dieses Mannes zu versetzen. Das Buch, das Professor Dr. Gaston Rappaport über ihn geschrieben hat und das jetzt in deutscher Bearbeitung von Dr. Rudolf Berger in dem Verlag von H. F. Schönerhans in Berlin erschienen ist, ist jedoch bereits verfaßt worden, ehe man daran denken konnte, daß der große Journalist und international bekannte Schriftsteller einmal berufen sein würde, eine alte politische Rolle zu spielen. Sätze Rappaport das genügt, so wäre er vielleicht nicht genötigt gewesen, eine Uebersetzung vor dem französischen Opavismus zu machen und sich zu entschuldigen, daß er bereits schon jetzt eine Studie über ihn dem Publikum übergibt. Rappaport hat die Gedanken und Entwürfe Kathenau's zu einer Wirtschaftsgesellschaft auf philosophischer und nationalökonomischer Grundlage gelehrt und ihn zahlreich und für den Durchschnitteleiter nicht immer leicht verständlichen Worten herausgegeben und zu einem Band von 286 Seiten zusammengefaßt. Die Uebersetzung Bergers ist flüchtig, seine gelegentlichen Anmerkungen Bergers zum sozialistischen Weltanschauung aus scheinen allerdings überflüssig. Die Kohobitelen, die Berger einzuführt hat, dürfen dem Gelehrten, der ein Mann hoher Kultur ist, sicher gegen den Geschmack gehen.

„Vollstündig deutscher Dichtung.“ Verlag J. J. Weber, Leipzig. Das vortheilhafte v. Professor Max Heder und Dr. Hans Wachs herausgegebene Werk schreitet richtig vorwärts. Neuerdings sind die Vierungen 18—23 erschienen. Sie enthalten Hebbels „Judith“, „Maria Magdalena“ und „Herodes und Mariane“, ferner Teile von Goethes „Aus meinem Leben“.

Zwischen Politik und Diplomatie. Memoiren von Setta Grafin Treuberg. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, Straßburg, Jubengasse 15.

Das Recht der öffentlichen Sparten. Von Oberbürgermeister Dr. E. Schler. In der 1. Auflage. Verlag der Kultur-Liga G. m. b. H., Berlin 10. (Ein Buch der Stunde.) Verlag „Magische Blätter“ Leipzig-Gohlis, Wilhelmstraße 64.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.

„Reben dem „Zeit von Stauffenberg“ lag die Bar. Der mittelgroße, recht einfach gehaltene Raum war fast leer. Die beiden Bar-Damen mitunter ihre Interesse zwei jüngeren Herren. Studenten, die aus dem „Zeit“ herüber das Lokal gewechselt hatten, schienen es zu sein. Auf ihren Backfäulen thronend, schickten sie den Cocktail. Lachen, Scherzorte, mehr oder weniger verheddte Joten schallten von ihnen her.

Kurt Oelert sah und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Sehr unterhaltlich war die Sache hier nicht. Die Unterredungen, die wechselnden Eindrücke des Tages spannten ihn ab. Er fühlte sich plötzlich müde und matt. Und doch wie sich-ländendes Gift zog durch das Blut jetzt ein helles Begehren. Sinne und Phantasie waren wach. Sie schienen nach der blonden Eise. Letztes Lohnd um die schlanken Glieder in der schwarzen, selbstsamen Tracht.

„Hallo... ich bin hier.“ Weichs, melodiöses Locken wehte Kurt zu ihm Ohr. „Oh...“ und er erschrak. „Aber Sie sind fort. Wo? In Dresden gar, bei einer schönen, bräunlichen Frau? Schönen Sie sich. Ich mag keine Konkurrenz.“

„Aber...“ Kurt sah mit einem langen, stierenden Blick zu ihr hin. „Nein, ich war hier. Bei Ihnen...“

„Warum legen Sie nicht ab?“

„Sie sah im schwarzen, knallblauen Seel, den kleinen schiefen Doktor schief auf das Blondhaar gestützt. Vermehrte Todesthema so ganz — Keilnerin in nichts.“

„Weil ich nicht mag. Es lohnt sich nicht mehr. Ich muß heute nach Haus.“

(Fortsetzung folgt.)